

## WAS BLEIBT: LEIB INTERSUBJEKTIVITÄT HOMINITÄT



**Hilarion Gottfried Petzold  
zum 60 Geburtstag  
zugeeignet.**

*„Man vergilt einem Lehrer  
schlecht, wenn man immer nur  
der Schüler bleibt“  
(Friedrich Nietzsche: „Ecce Homo“)*

*"Egal, wie wir die Rose nennen,  
stets könn´ wir sie am süßen  
Duft erkennen."  
(William Shakespeare: „Romeo und  
Julia“)*

## 0. VORWORT

Zu Beginn ein persönliches Wort: Es gibt nur wenige Menschen, deren Werk mich, genauer mein wissenschaftliches Denken so nachhaltig beeinflusst haben, wie das von *Hilarion Gottfried Petzold* – bei aller anfänglich empfundenen Fremd- und Andersheit und sonstigen Differenzen im Denken. Dafür empfinde ich zutiefst Dank und Anerkennung. Insofern war es für mich nicht nur eine Ehre, gefragt zu werden, diesen Festvortrag zu halten, sondern es ist mir auch eine Ehrenpflicht, dieses hier zu tun.

Welcher Art war die Beeinflussung? Ich glaube, ich habe durch die Auseinandersetzung mit seinem Werk eine Ahnung von der notwendigen Qualität des Denkens bekommen, die erforderlich ist, um diesem merkwürdigen Tun namens „Psychotherapie“ gut genug gerecht zu werden. Mir wurde insbesondere klar, was ein therapeutisches Verfahren ausmachen sollte, nämlich insbesondere die Kombination einer bestimmten Art des Denkens mit einer bestimmten auf den Menschen bezogenen, philosophisch begründeten Haltung samt einer

darin gegründeten, reflektierten Praxis. Dies ist zweifellos ein wichtiger, guter Ertrag.

Viel aufregender indessen war für mich eine erkenntnistheoretische Lehre, die ich erst allmählich im Laufe meiner Studien zu ziehen vermochte, die von *Petzolds* Referenzphilosophien ausging. Ich meine die von der französischen Philosophie des 20. Jahrhunderts eingeforderte Weltanschauung. Von dieser für mich damals neuen, so gänzlich anderen Weltanschauung soll mein Festvortrag handeln.

## 1. PRÄPOSITION

Aus gegebenem, festlichem Anlass brenne ich vorab ein kleines polylogisches „Feuerwerk“ zum Thema „Verdinglichung“ ab:

*Maurice Merleau-Ponty* (1966) hatte nachhaltig das verdinglichende Denken, das Denken in „Entitäten“ kritisiert. Er hatte demgegenüber das „Leibsubjekt“ in den Mittelpunkt seiner Phänomenologie gestellt. Ein Leibsubjekt, das sich in der Welt und die Welt erlebt, in untrennbarem, erkenntnistheoretisch unverhandelbarem Chiasmus von Sehendem und Gesehenem.

Für *Joseph Gabel* (1962) erschien der pathologische Rationalismus, das Vorherrschen des verräumlichenden und verdinglichenden Aspekts der Wirklichkeitserfassung als der gemeinsame Nenner individueller und sozialer Entfremdung. Ihm glich das verdinglichende Denken strukturell einem Typ von Schizophrenie.

Viel früher schon hatte *Karl Marx* (1867) in seiner Analyse der Warenform die Genese der Verdinglichung aus sozialer Praxis aufgezeigt und sie dem Entfremdungszusammenhang (1844) zugeordnet.

*Marx* hatte wesenslogisch die soziale Praxis skizziert, an deren Ende das Eigenleben der Sache, die Herrschaft der Sache über den Menschen zu stehen scheint, in Form der vergangenen, vergegenständlichten, toten Arbeit, des Kapitals. Im Kapital kommt das nekrophile Prinzip der Verdinglichung sozusagen zu sich, denn seine einzige Zielsetzung besteht darin, sich wie ein Vampir die lebendige Arbeit einzusaugen, um sie in tote Arbeit zu transformieren. Kapital bedeutet die Herrschaft der Vergangenheit über die Gegenwart, des Todes über das Leben.

Die *Marxsche* Analyse gibt zu bedenken, dass es der Mensch selbst ist, der durch seine Praxis bewirkt, dass er als konstituierendes Subjekt hinter seinem Produkt verschwindet und sich und andere zum Objekt macht.

Für *Jean-Paul Sartre* (1962) war klar, wenn der Mensch sich objektiviert, leugnet er seine Freiheit. Wenn er Antriebe und Anlässe als Sachen behandelt, versucht er sich zu verheimlichen, dass ihre Beschaffenheit und ihr Gewicht in jedem Augenblick von dem Sinn abhängen, den er ihnen gibt. (1962, 560).

*Theodor Wiesengrund Adorno* hatte im *Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* angemerkt, aller Positivismus sei ein Vergessen.

*Sigmund Freud* wollte das Vergessene, das als unbewusste Wiederholung die Gegenwart regiert, wieder der Erinnerung zugänglich machen. Er wollte die Wiederholung zur Erinnerung umschaffen, um so per Einsicht der Herrschaft der Vergangenheit über die Gegenwart entgegenzuwirken. *Freud* war aber auch der Ansicht, es komme weniger darauf an, das Vergessene zu erinnern resp. daran erinnert zu

werden, als die Gründe aufzudecken, denen sich das Vergessen verdankt.

*Jacques Derrida* (1997) hatte in seiner Freudschen Impression, „Dem Archiv verschrieben“ klargestellt, dass die Einschreibung, das Archiv, gegen das Vergessen aufgeboten, bereits im Keim das in sich trägt, wogegen es angetreten ist.

*Derrida* zielte weniger auf die Inhalte des Vergessens als mehr auf die Akte der Einschreibung, die als solche vergessen werden und doch wesentlich den Sinn des Eingeschriebenen determinieren.

Das in den Kategorien der Wahrnehmung und des Begreifens enthaltene, durch Akte der Einschreibung Eingeschriebene und deshalb nicht mehr sonderlich Auffällige, bildet bereits das Fundament für die Methode des Vergessens.

*Derrida* hat dem gegenüber die Methode der Dekonstruktion aufgeboten. Dekonstruktion soll die Gerinnungsformen des Denkens, die herkömmlichen Denkmittel, die Einschließungen des Denkens in institutionalisierte Diskurse aufbrechen, indem sie von Innen überschritten und mit dem Außen konfrontiert werden.

*Michel Foucault* hatte in seinen historischen Analysen spezifische Diskurse detailliert aufgewiesen, die zu Normierung von Denken und Wahrnehmung führten. *Foucaults* hervorragendes, durchgängiges Thema war das Phänomen der Macht. Er widersprach z.B. der landläufigen Auffassung, dass Macht etwas sei, was man erwerben, wegnehmen, teilen, bewahren oder verlieren könne. Macht war für ihn keine Entität, sondern etwas, was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht. Im Gegensatz zur konventionellen Sicht, die Macht "oben" sozial verortet, kommt Macht nach *Foucault* häufig "von unten". Machtbeziehungen verhalten sich ihm zufolge zu anderen Typen von Verhältnissen - er nennt z.B. ökonomische Prozesse, Erkenntnisrelationen, sexuelle Beziehungen - nicht als etwas Äußeres, sondern sind diesen Verhältnissen immanent. *Foucault* spricht vom strikt relationalen Charakter der Machtverhältnisse (1977, 117) und deshalb von der "Allgegenwart der Macht". Macht ist überall. Nicht, weil sie alles umfasst, sondern, weil sie von überall her kommt und alles durchdringt. Machtverhältnisse durchziehen sogar das "Körperinnere".

Worauf will ich mit diesem kleinen polylogischen Feuerwerk hinaus? Es geht mir um den Hinweis auf und um die Auseinandersetzung mit den Gerinnungswegen und Gerinnungsformen des Denkens, die im Positivismus münden. Ich zielen auf die verdinglichende Formierung von Wahrnehmung, Erleben, Denken, Verhalten, die wiederum als unbewusste Prävalenz gegenwärtige und zukünftige Wahrnehmung, Erleben, Denken, Verhalten formiert und im konventionellen, wissenschafts- und forschungsgläubigen, psychotherapeutischen Denken leider allgegenwärtig zu sein scheint.

Warum tue ich das? Ich tue das, weil ich glaube, dass dies einer der wesentlichen erkenntnistheoretischen Gehalte der philosophischen Grundlagen der Integrativen Therapie darstellt und die Trennlinie zu konventioneller Psychotherapie zieht. Der folgende Essay entwickelt sich entlang dieses Gedankens und stellt ihn in den Vordergrund.

## **2. INTEGRATIVE THERAPIE**

*Hilarion Gottfried Petzold* hat bereits 1982 auf das neue Integrationsparadigma hingewiesen, das die künftige

Entwicklung der Psychotherapie nachhaltig prägen sollte. Dieser Hinweis hat sich mittlerweile vollauf bestätigt: Es wird von nahezu allen therapeutischen Schulen nach Kräften „integriert“ – nicht immer mit Referenz an die vereinnahmten Quellen. Eine andere Frage bezieht sich darauf, ob diese Verfahren auch über ein Integrationsverfahren verfügen, ob sozusagen diese Integrationen auch ihren Begriff verdienen. Mir scheint dies in vielen Fällen nicht zuzutreffen. Wie es mir vorkommt, werden meist defizitäre Konzepte nach der jeweilig fehlenden Seite oder entlang modisch aufgekommener Fragestellungen hin erweitert. Es wird sozusagen wild angebaut – nicht immer mit guter architektonischer Berechnung, meist ohne Baugenehmigung und in der Regel ohne die verwandten Bausteine auch zu bezahlen. Ganz anders der von *Petzold* (1986, 1993) begründete eigene Ansatz. Er ist im Kern ausdrücklich als Integrationsverfahren formuliert, das seine Quellen ausweist und sie im Zusammenhang in Form eines „Tree of Science“ einordnet. Die von ihm um das Integrationsverfahren herum begründete Therapierichtung

hatte er zukunftsweisend „Integrative Therapie“ genannt.

Was ist das, Integrative Therapie? Ganz sicher handelt es sich beim vorliegenden Entwurf nicht um eine aus verschiedenen existierenden Therapieverfahren zusammengebastelte Methode, nicht um Eklektizismus, wie häufig missverstanden oder unterstellt wird, sondern um ein umfassendes Integrationskonzept für psychotherapeutisches Denken und Handeln.

Die Methode dieses Integrationskonzepts lässt sich gut auf dem Hintergrund der philosophischen Methode eines der Referenzphilosophen, *Maurice Merleau-Ponty*, einordnen: *Merleau-Ponty* ging von den Ergebnissen des wissenschaftlichen Denkens und Forschens seiner Zeit aus, um diese einer substantiellen Kritik zu unterziehen und sie erlebnistheoretisch- phänomenologisch neu zu interpretieren.

Ich werde im Folgenden anhand ausgewählter Themen bestimmte, wie ich meine, kennzeichnende Charakteristika des Integrationsansatzes Integrative Therapie hervorheben. Es ist

selbstverständlich, dass ich in diesem Rahmen weder Vollständigkeit noch Ausführlichkeit anstrebe. Der Versuch einer Einführung erfolgte an anderer Stelle (Schuch 2001).

### 3. DENKEN

Aus guter Distanz betrachtet, lassen Entwicklung und Selbstdarstellung in Publikationen durchgängig eine besondere, klar bestimmbare Art zu denken und an die Dinge heranzugehen erkennen. Dies gilt scheinbar unabhängig von jeweiligen Thematiken, Ausformungen und Trends, denen sie folgte – und es lassen sich zahlreiche feststellen. Es kommt also ein bestimmter Typ zu denken samt einer Verfahrensweise zum Vorschein, wie gesagt, jenseits von einzelnen Theorien und Praktiken, insofern eher ein durchgängiger Stil, als eine formal durchgehaltene Theorie, etwa vergleichbar einer inneren Einstellung, aus der wiederum bestimmte, nachvollziehbare Herangehens- und Umgehensweisen mit Themen resultieren.

Wie ließe sich dieser Typ des Denkens in Kürze charakterisieren? Ich versuche

dies anhand einiger zentraler Begriffe klarzumachen.

Z.B. immer wiederkehrende Begriffe lauten u.a. *Exzentrizität*, *Mehrperspektivität*, *Synopse*, *Konnektivierung*, *Transversalität*. Ich dekliniere die Begriffe einmal durch: *Exzentrizität*, der abgehobene Blick (im Gegensatz zur *Zentrierung*, dem „In-sich-hineinspüren“) und *Mehrperspektivität* bedingen einander. *Exzentrizität* ermöglicht *Mehrperspektivität*. *Mehrperspektivität* setzt *Exzentrizität* voraus.

*Exzentrizität* gilt sowohl für den Blick nach außen, als auch für den Blick nach innen, auf sich selbst.

Die aus exzentrischer Position gewonnene *Mehrperspektivität* legt *Synopse*, Zusammenschau nahe. Die *Synopse* ermöglicht wiederum *Konnektivierung*, d.h. die Vernetzung unterschiedlicher, aktiv in den Blick genommener oder in das Auge fallender Wissensbestände.

*Konnektivierung* kann bereits als kreatives Prozedere verstanden werden - ein Prozedere, das ständig aufs Neue vollzogen, neue Interpretationen hervorbringen und so neuen Sinn schöpfen kann. Durch *Konnektivierung* soll die Bildung vielschichtiger und kontingenter Interpretationen befördert und

auf diese Weise valider Sinn begründet werden.

Dem Begriff der *Transversalität* messe ich in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zu, weil er das typische theoretische und praktische Verfahren der IT ausgezeichnet charakterisiert. *Transversalität* bezeichnet programmatisch den Typus eines offenen, nichtlinearen, pluriformen, prozessualen Denkens. *Transversalität* meint ein Denken von Vielfalt in permanenten Übergängen. Ein Denken, das charakterisiert ist durch Reflektieren und Metareflektieren. Ein Denken, das durch beständiges Überdenken, Nachdenken und Durchdringen der eigenen Positionen und ihrer Kontexte deren ganze Komplexität mehr und mehr erschließen will, ohne zu einem bestimmten Abschluss kommen zu sollen.

*Transversalität* heißt interdisziplinäre Erkenntnissuche, für die weniger die Vereinheitlichung und Schließung der Erkenntnis maßgeblich sein soll, sondern prinzipielle Offenheit und „wertgeschätzter Dissens“. Ja, richtig gehört: „wertgeschätzter Dissens“ – die Wertschätzung bezieht sich sowohl auf den Fakt des Dissenses als auch auf die

im Dissens erkennbare andere Ansicht.

Dieses Denken geht vom *Polylog* aus und strebt den *Polylog* an. *Polylog* ist zunächst selbstreflexiv zu verstehen. *Polylog* verweist auf die Diskurse, die in der Rede eines Sprechers enthalten sind, auf die bewussten und nichtbewussten Dialogpartner im eigenen Denken. Diesem Gedanken liegt die Ansicht zugrunde, dass dem Monolog der *Polylog* vorausgeht. *Polylog* bedeutet dann auch die Vielstimmigkeit des wissenschaftlichen Argumentierens. Die einzelnen Argumente im *Polylog* dienen dazu, ein Thema von mehreren Seiten auszuleuchten. Erst durch die Einnahme der verschiedenen Perspektiven ergibt sich für den Augenblick ein einigermaßen verlässliches und belastbares Bild.

Das für *Petzold* typische Denken geht von Vielfalt aus und zielt auf die Ermöglichung und Erhaltung von Vielfalt. Es steht für die Zulässigkeit *heterotopischen* Argumentierens. Es postuliert die Gültigkeit *heterogener* Ordnungen bzw. die Relativierung singulärer Geltungsansprüchen. Mit *Integration* soll es eben nicht um die Generierung und Behauptung einheitlich

verfasster Erkenntnisse und Praktiken gehen, sondern um Erweiterung, Vielfalt und Differenzierung. *Integration* meint in diesem Verständnis nicht Assimilation und Nivellierung sondern *Konnektivierung*. Hiermit kommt ein Verständnis von Wissenschaft zum Vorschein, das nicht konventionelle Vorstellungen von objektiver Wissenschaft bedienen will, die *Komplexität* unpersönlich, formelhaft und abstrakt reduzieren und Wahrheit zur Sache machen. Die Bemühung zielt vielmehr darauf, *Komplexität*, so gut, wie es geht, zu erhalten, zu differenzieren und, als in Zeit und Raum lebendig Gewirktes, vielschichtig aufzufächern, das in seinem Gewordensein und seinen Bezügen darzustellen und nur so angemessen zu begreifen ist.

Dies verweist über ein andersartiges Verständnis von Wissenschaftslogik hinaus auf eine bestimmte intersubjektive und historische Situierung von Denken und Wissen. Denken und Wissen wird sozusagen sozialer und historischer Gehalt zuerkannt, indem sie prinzipiell intersubjektiv und diskursiv, in Kontext und Kontinuum verstanden werden, d.h. in *Ko-respondenz*, in *Konsens* und *Dissens* gewonnen, als

Begegnung und Auseinandersetzung in *Polylogen*, unter Berücksichtigung von Anderem und Beachtung und Achtung des Anderen.

Letzteres deutet bestimmte ethische Dimensionen an und schließt nicht zuletzt auch Empfindungen ein. *Petzold* spricht bezeichnenderweise immer wieder vom „wertgeschätzten Dissens“, von der „respektvollen Übereinstimmung über das Faktum der Differenz, aber auch das Leiden an ihm“. Er erhofft sich daraus die Emergenz von neuen Erkenntnisqualitäten, die Entwicklung von *Transqualitäten* per *Transgression*, die zu einer Erweiterung des Potentials der *Hominität* führen können. Denn die Erweiterung des Potentials der *Hominität* erfordere die *Konnektivierung* von *Vernunft* und *Gefühl*. Wie auch die *Konnektivierung* von *Miteinandersein* und *Selbstbestimmtheit*.

So ist der IT stets die *Metareflexion* ihres Denkens aufgetragen, z.B. sich vor dem gegebenen kulturellen Hintergrund mit seinen immanenten geistesgeschichtlichen Strömungen und Diskursen zu verstehen, um in eine



*Metahermeneutik* zu münden, in der sich die Hermeneutik selbst zum Gegenstand der Auslegung macht.

In gewisser Hinsicht kommt dieses Denken rastlos vor.

Systematische Suchbewegungen werden zum Erkenntnisprinzip, fortschreitende *Transgressionen* Entwicklungsziel.

Insofern zielt dieses Denken auf keinen Abschluss hin und verfolgt keinen

Vollkommenheitsanspruch.

Die von *Petzold* begründete Integrative Therapie versteht sich als Entwurf und vertritt mit methodischer Konsequenz eine prinzipielle Unfertigkeit, die alle, die sich ihr zuwenden, zur Auseinandersetzung und Weiterarbeit motivieren will.

Ihrer konzeptuellen Vielfalt steht die Lebenserfahrung zur Seite, die zu persönlicher Welt-Anschauung, Lebensphilosophie, Lebensweisheit führt.

## 4. LEIB

### 4.1 Angelpunkt

Den Angelpunkt im Denken der IT bildet ein bestimmtes Bild vom Menschen. Der Mensch ist im Anschluss an *Merleau-Ponty* als Leibsubjekt begriffen. Der philosophische, etwas

altertümlich klingende, deutsche Begriff „Leib“ verweist zuerst darauf, dass der Mensch erlebnistheoretisch als lebenslang prozessierende, lebendige, Sinn realisierende Synergie zu sehen ist und dann auf den Unterschied zum räumlichen Körper, der das konventionelle Denken beherrscht.

Es gilt die Differenzierung *Gabriel Marcel*: „Ich bin mein Leib und ich habe einen Körper“ („Corps que j'ai et corps que je suis“).

Sie verweist auf die Bi-Modalität menschlichen Erlebens, sich auf eine unvergleichliche Weise „wie von Innen“ zu spüren und sich sozusagen „wie von Außen“ anschauen zu können. Das „wie von Innen“ resp. „wie von Außen“, verweist wiederum darauf, dass auch die Exzentrizität innerhalb der Grenzen des Leibes bleibt bzw. diesen letztlich nicht verlassen kann: Man könnte in Anlehnung an *Plessners* Aussage über das *Selbst* sagen, der Leib ist ein „geräumiges Gehäuse“. Denn der Begriff des Leibes bezeichnet den gesamten Horizont sinnlicher Realisationen. Die Welt – auch die fernsten Welten, die abstraktesten Gedanken, die objektivsten Forschungsergebnisse, die

jenseitigsten, transpersonalen Erfahrungen sind nichts anderes als sinnliche Realisationen des sich in der Welt und die Welt erlebenden, erkennenden, mit Bedeutung versiehenden und sich verhaltenden Subjekts.

Der Leib ist das Subjekt von Wahrnehmung und Verhalten. Dieses Subjekt ist nicht allein zu denken, sondern es erlebt und verhält sich immer in einer allumfassenden Ko-respondenz in Zeit und Raum. Es ist „Leibsubjekt in der Lebenswelt“. Das Leibsubjekt ist intentional auf die Welt gerichtet. Der Mensch ist immer Koexistierender. Mensch wird man nur durch Mit-Menschen. Erkenntnistheoretisch ist noch einmal hervorzuheben: Der Subjektbegriff, der hier vertreten wird, eignet sich nicht für naturalistische Anthropologie aber auch nicht für Geistesphilosophie. *Merleau-Ponty* legte nahe, man solle sich einerseits davor hüten, „realistischen Vorurteilen“ zu erliegen und andererseits die Gefahr vermeiden, transzendentalphilosophischen Spekulationen zu verfallen. Wenn kein reiner Empirismus gelten soll und auch keine reine Bewusstseinsphilosophie – was bleibt dann übrig? Was wäre diese „Dritte Dimension“ (*Waldenfels* 1987, 148 f.)?

Diese Dritte Dimension eröffnet *Merleau-Ponty* mit der erlebnistheoretischen Begründung eines sich in der Welt und die Welt erlebenden, erkennenden und gestaltenden, intersubjektiv begriffenen Leibsubjekts und dem von ihm postulierten, nicht verhandelbaren Primat der Wahrnehmung und dem Chiasmus, der Verschränkung von Wahrnehmung und Welt. Der Leib ist Medium zur Welt und Verankerung in der Welt.

#### 4.2 Atopie und Dispositiv

Das Denken der IT ankert im Begriff des Leibsubjekts. Dieser programmatische und logische Angelpunkt der IT, das Leibsubjekt in der Lebenswelt, ist als prozessuale, lebendige, sich in der Welt und die Welt sinnlich realisierende Synergie zu begreifen. Durch seine unvergleichliche Eigenschaft, „zu leben“, steht das Leibsubjekt dem „Nichts“ von *Jean Paul Sartre* (1962) näher als den Ansichten jener Anthropologien, die den Menschen romantisch-materialistisch in die Natur oder systematisch in die Gesellschaft platzieren. Zu leben lässt sich letztlich nicht sachlich definieren und bedeutet deshalb

unbedingte Freiheit. Gerade auch Freiheit vom Begriff.

*Sartre* verwahrte sich in „Das Sein und das Nichts“ (1962) gegen philosophische Versuche, die menschliche Freiheit unter der Last des Seins zu ersticken. Der Mensch ist nach *Sartre* frei, weil er nicht er selbst, sondern weil er Anwesenheit bei sich ist. Das Sein, das ist, was es ist, kann nicht frei sein. Die Freiheit ist das Nichts, das die menschliche Realität zwingt, sich zu machen, anstatt zu sein (1962, 561).

Da das Leibsubjekt in der Lebenswelt nicht ontologisch sondern phänomenologisch-erlebnistheoretisch zu verstehen ist, bietet es dem Denken nicht den festen Halt der Vorstellung eines Körpers und auch nicht den der Vorstellung einer für sich existierenden, objektiven Welt und irritiert damit die Gewohnheiten des Denkens erheblich, das sich allzu gerne dem naturalistischen Milieu verschreibt und sich auf feste Fakten beruft. In dieser Hinsicht ist es sozusagen beunruhigend ortlos - Ortlosigkeit als Differenz zum festen, in Objektivität gegründeten Ort bestimmt. Gleichwohl schwebt das Leibsubjekt nicht im freien Raum sondern befindet sich stets im Dispositiv von Macht und am

Schnittpunkt von Diskursen. Dem Dispositiv – als Gedankenfigur eines Ensembles heterogener Elemente, zwischen denen situativ und relational Verhältnislinien kolludieren (Foucault 1977) – entspricht die Vorstellung des Atopischen, der Ortlosigkeit, in der sich das Dispositiv als Verständnismuster konstruieren lässt.

Dies bildet keinen Mangel, denn die Orientierung am Subjekt braucht weder eine Verortung des Menschen in der Ontologie noch in transzendentalphilosophischen Spekulationen und schon gar nicht im Mythos, dem Rätsel der Vergangenheit, weil der Leib ohnehin das Archiv aller Stücke und Szenen ist und fortwährend in der Gegenwart in Wahrnehmung und Verhalten Szenen generiert und anbietet. Dies bietet gehörige Freiheit gegenüber gängigen Klischees psychotherapeutischen Denkens und Handelns. Z.B. bildet die Vorstellung einer frühkindlichen Sozialisation, in die hinein und von der aus die Genese aller Symptomatiken interpretiert werden, eine, wenn man es so nennen will, „familienpolitische Verortung“ einer Erklärung für spätere Erkrankungen. Eine solche Verortung ist gängiger Brauch in der Psychotherapie, samt der damit verbundenen Rückwärtsorientierung,

Psychologisierung und Personifizierung. Die IT bedarf einer solchen Verortung und der damit verbundenen Einengung nicht. Sie sieht stattdessen vielfältige Kontexte und begreift den Menschen über seine ganze Zeit in seiner jeweiligen Lebenslage.

## 5. INTERSUBJEKTIVITÄT UND BERÜHRUNG

Für *Sigmund Freud*, der wagemutig ein Gespräch zwischen zwei Menschen technisch zu handhaben erfand (Ricoeur 1969, 416), galt insbesondere das Tabu der Berührung. Die Kur sollte in der Versagung durchgeführt werden. Dieses Berührungsverbot galt innerlich und äußerlich. Der Analytiker hatte sich in eine so genannte gleichschwebende Aufmerksamkeit hineinzuvergleichgültigen: Er sollte sich nichts merken, keine Auswahl treffen, nichts anstreben etc. – schon gar nicht sollte er sich hinreißen lassen, die Patientin zu berühren: *Freuds Briefe an Carl Gustav Jung* in Sachen „technischer Fehler“ und insbesondere die an *Sándor Ferenczi* in Sachen „Johannistrieb“ und „Petting Parties“ legen Zeugnis von den damit verknüpften Bedenken und Ängsten ab. *Freud*, ansonsten

durchaus nicht abstinent und in seiner faktischen therapeutischen Verhaltensweise sich keineswegs an seine eigenen Vorgaben haltend (Cremerius 1981), schrieb mit dem Abstinenzgebot seinen Schülern vor, während der Anwendung der Grundregel nicht als menschliches Gegenüber zu wirken. Dies wird von vielen Psychoanalytikern heute immer noch für maßgeblich gehalten und bildet nach wie vor eine ihrer Hauptkampflinien, wie vor noch nicht langer Zeit die Kontroverse *Bauriedl* (1998) vs. *Moser* (1999) zeigte.

Die IT folgt hier einem gänzlich anderen Verständnis. Das Axiom der *Intersubjektivität* hat weitreichende Konsequenzen für die therapeutische Haltung und Praxis der IT. Zwar ist für die therapeutische Beziehung charakteristisch, dass sie eben nicht in einem emphatischen Sinne intersubjektive Beziehung ist, denn der Therapeut verleiht für den Patienten immer auch Gestalten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In ihr können sich beim Auftreten struktureller szenischer Similiaritäten oder Homologien bewusst oder unbewusst alte Atmosphären und Szenen aktualisieren: „*Eine Szene ruft die andere*“. In der

therapeutischen Beziehung finden zudem Übertragungen statt, die leicht die Wahrnehmung der Gegenwart spezifisch einfärben, trüben oder verstellen können und die man in Anlehnung an *Freud* die Anwesenheit unsichtbarer, „unbekannter Dritter“ bezeichnen könnte. Nicht zuletzt kann die Gegenwart auch durch Idealisierungen des Therapeuten durch den Patienten eigentümlich verfärbt werden. Gleichwohl erfolgt in der IT die Therapie aus der Perspektive unterstellter Subjektivität: Der Patient wird programmatisch als Subjekt gesehen, d.h. immer auch als Mit-Subjekt und damit zunächst als ein Anderer, der auf den ihm jeweils zur Verfügung stehenden Ebenen der Strukturbildung auf Anforderungen antwortet, die sich ihm in seinem Leben stellen. Therapeutisches Ziel ist die Herstellung von Intersubjektivität: Der Patient soll sich in der therapeutischen Beziehung als Subjekt erfahren. Die Therapie realisiert die intersubjektive Prämisse im Gedanken der *leiblichen Begegnung durch Berührung* auf der Ebene *leibhaftiger Ko-existenz* sowie als intersubjektive Hermeneutik des sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucks.

Intersubjektive Ko-respondenz bedeutet für Therapeut und Patient, ohne die Kompliziertheit der psychotherapeutischen Situation zu verkennen, Begegnung und Auseinandersetzung von Person zu Person. Das schließt auch ein, sich vom Patienten berühren zu lassen und sich auf die Lebenswelt des Patienten einzulassen, auf Zeit Teil seines „Konvois“ zu werden.

Diese Art des Vorgehens wirft in besonderer Weise ethische Perspektiven auf. Die Frage nach dem Anderen (*Levinas* 1983) ist insbesondere im Hinblick auf bemächtigende, objektivierende Betrachtungs- und Verhaltensweisen zu stellen. Die unvermeidliche Unterwerfung des Anderen ist durch Reflexion tendenziell aufzuheben: Den Geschehensbegriff der intersubjektiven Ko-respondenz auf die Ebene des Handlungsbegriffes transponiert heißt, im Sinne der Respektierung von *Alterität* den Bezug zum anderen Subjekt neu zu überdenken und in neues Erleben, Denken und Verhalten zu transformieren. Insbesondere durch *Merleau-Pontys* (1994) Befassung mit dem „Anderen“ – da der Andere für mich nicht sein kann, was er für sich ist und ich deshalb keine

Erfahrung des Anderen haben kann - sowie *Levinas* ethische Thematisierung des Anderen als einer radikalen Differenz, eines unendlichen Abstandes samt der Unterstellung der prinzipiellen Unerkennbarkeit des Anderen, wird in der IT der ethische Raum zwischen den Subjekten neu eröffnet.

Es entsteht eine neue Möglichkeit von Berührung. Allerdings Berührung „ohne Berührung“ (Kapust 1999): Sich als Mitmensch spüren zu lassen, den Anderen als Mitmenschen zu spüren, ihm auf die Spur zu kommen. Es geht um eine Berührungsmöglichkeit, in der der Andere in seiner Besonderheit und Unvergleichlichkeit im Vordergrund steht, ohne sich seiner zu bemächtigen. Eine Form der Berührung, die sich mit der Spur des Anderen im eigenen Erleben befasst und die in dieser Hinsicht möglichst von Absichtslosigkeit im Hinblick auf die Verwirklichung eigener Ziele geprägt sein soll.

Intersubjektivität als Handlungsmaxime bedeutet Auseinandersetzung in Freiheit und Wertschätzung auf gleicher Ebene im Respekt vor der Andersheit und Würde des Mitmenschen.

In dieser Ethik liegt nicht zuletzt das ästhetische Prinzip, das schon *Friedrich Schiller* über die

Anmut der Seele formulierte: „Schön ist, was interesselos gefällt“.

## 6. HUMAN THERAPIE

### 6.1 Kultur

Der – wie immer vorläufige und doch wohl kaum umkehrbare - Schluss im *Petzoldschen* Entwurf der IT ist für mich mit dem Begriff der Humantherapie – im Gegensatz zur Psychotherapie - gezogen. Was bedeutet Humantherapie? Es geht um die Therapie des Menschen. Es geht um die Praktizierung von Hominität zur Gewinnung von Humanität. Wenn das Wesen des Menschen die Kultur ist, wenn die Welt immer eine „menschliche Welt“ ist, nämlich eine vom Menschen sinnlich realisierte und mit Bedeutung versehene Welt, letztlich seine kulturelle Schöpfung ist, dann verweist Hominität zuerst auf Kultur. Kultur verstanden als Gesamt kollektiver Kognitionen, übergreifender emotionaler und volitiver Lagen und Lebenspraxen. Humantherapie wäre Wahrnehmung von Kultur, Beitrag zur Kultur, Kritik von Kultur, Veränderung von Kultur, Generierung von neuer Kultur.

Im Hinblick auf die neue Kultur der Humantherapie kommt *Derridas „Politik der Freundschaft“* (Derrida 2000) ins Spiel. Die Kategorie der „Freundschaft“, verdankt sich der Kritik der Brüderlichkeit, weil die universelle Brüderlichkeit, die Herrschaft der Blutsbruderhorde die Schwester, die Frau schlechthin ausschließt und auf dem Vaternord beruht. Der *Politik der Freundschaft* geht es demnach nicht darum, die Menschheit im Namen des Bruders zu einen, samt der Perpetuierung der mit ihr verbundenen sexuellen Diskriminierung und unbewussten Schuldabwehr. Die *Politik der Freundschaft* – jenseits von „Brüderlichkeit“ – basiert auf der Achtung von Singularität und Alterität. Sie basiert auf der prinzipiellen Gleichheit der Subjekte. In ihr wird das Singuläre zum unverfügbaren Ereignis und damit zum Bruch im Kontinuum des Gegebenen. *Politik der Freundschaft* zielt auf *Convivialität*. *Convivialität* bedeutet insbesondere Verbundenheit in einer Leichtigkeit des Miteinanders, wo jeder so sein kann und akzeptiert wird, wie er ist, wo ein Raum der Sicherheit und Vertrautheit gegeben ist, eine gewisse, Grenzen beachtende Intimität, in der man ohne Furcht

vor Bedrohung, Beschämung, Beschädigung, Übergriff, ohne Intimidierung zusammen sitzen, beieinander sein kann. Humantherapie bedeutet Persönlichkeitsentwicklung, Kulturarbeit, Gesundheitsförderung durch eine spezielle Form des Umgangs, der von den Grundqualitäten des Menschlichen getragen ist: Takt, Würde, Achtung, Aufrichtigkeit, Freundschaft, Herzlichkeit, Liebe, Mitleid, Trost, Barmherzigkeit, Verantwortung, Dienst, Opfer.

## 6.2 Persönliche Souveränität

Ziel von Humantherapie wäre die Gewinnung von „*persönlicher Souveränität*“. Persönliche Souveränität bedeutet zunächst – in aller gebotenen Bescheidenheit - die Verfügungsgewalt des Menschen über sich selbst, das heißt insbesondere Freiheit des Geistes und des Handelns, Kreativität, Innovationsfähigkeit, Entscheidungskraft in innerer und äußerer Unabhängigkeit, Wille und Fähigkeit zur Entscheidung in komplexen psychosozialen Situationen. Dies gilt sowohl nach Innen als auch nach Außen. Nach Innen bedeutet es Auseinandersetzung mit seiner Innenwelt. Der souveräne Mensch muss sich

kennen lernen, steuern lernen. Nach Außen bedeutet es Übersicht über seinen Lebensraum, die ein Mensch im Verlauf seiner persönlichen Entwicklung gewinnt. Er hat sich ein Territorium zu schaffen, seine Spielräume, seine Freiräume kennen und gestalten. Der Mensch soll sich dahin entwickeln, auch in schwierigen Situationen, unter äußerem Druck oder bei Belastungen zu sich zu stehen, sich beizustehen, seine innere Ausgewogenheit zu behalten und in Freiheit und in Ruhe, Gelassenheit und Überzeugungskraft zu agieren und reagieren. Persönliche Souveränität wäre durch die Arbeit an sich zu gewinnen. Arbeit an sich bedeutet Erkundung der eigenen Emotionen, Motivationen, Volitionen, Kontrolle der Motivationen, Handhabung der Emotionen, Übung des Willens. Es geht darum, Meisterschaft über sich selbst zu gewinnen, im Sinne der „Sorge um sich“. Sorge um sich beinhaltet stets, „mit sich selbst befreundet sein“ (Schmid 2004). Und, weil der Mensch immer nur in Kontext und Kontinuum und insbesondere in Bezug auf den Anderen gedacht wird, ist die Sorge um sich stets um die Sorge um den Anderen zu erweitern.

### 6.3 Lebenskunst

Einen wesentlichen Beitrag zur Konzeption einer auf Hominität ausgerichteten Psychotherapie könnte der von *Wilhelm Schmid* (1998, 2000) mit Bezug auf *Foucault* (1983) so trefflich erneut in die Diskussion gebrachte Begriff der „Lebenskunst“ bilden. Der gute, alte Begriff der „Lebenskunst“ bezeichnet hier die Arbeit der Gestaltung, die das Subjekt im Bewusstsein seiner selbst auf sich selbst richtet. Es geht letztlich um das reflektierte Leben mit sich - in der Vernetzung mit Anderen in gegebenen Kontexten. Lebenskunst meint, auf das Individuum bezogen, insbesondere, erfinderisch den Horizont der eigenen Möglichkeiten zu öffnen, ihn experimentell auszumessen und schließlich tatkräftig zu realisieren. Entscheidend ist die bewusste Wahl, die das Subjekt reflektiert für sich selbst trifft. Lebenskunst ist eine Abfolge von Wahlakten. Sie könnte z. B. darin bestehen, eine vorhandene, erkannte Struktur zu durchbrechen und eine andere Ordnung der Dinge anzustreben, sich einen Fundus an Sensibilität und Alterität zu erarbeiten, die Wahrnehmung zu intensivieren und Möglichkeiten



des Andersseins und Anderslebens auszuloten. Die so angestrebte *Ästhetik der Existenz* beruht auf erhöhter Sensibilität und dem Vermögen der Wahrnehmung und Erfahrung. Dabei ist ihr aufgegeben, in ständiger Unruhe über die herrschenden Evidenzen zu sein. Sie wäre ein geschärfter Sinn fürs Wirkliche und eröffnete eine dichte und dauernde Wahrnehmung von Gegenwart. Sie hätte sich um einen „neuen Blick“, einen Wechsel der Perspektive, eine Veränderung der Sichtweise zu bemühen, um so individuelle Formen herauszubilden. Es ginge ihr insbesondere darum, Normen bereits schon im Feld der Wahrnehmung und Erfahrung zu erkennen und zurückzuweisen und Formen der Aufmerksamkeit und gesteigerter Sensibilität zu entwickeln, um die arretierte und normierte Wahrnehmung in Bewegung zu bringen (*Schmid* 2000, 380 ff). *Petzold* streicht im Hinblick auf *Lebenskunst* insbesondere den intersubjektiven Gesichtspunkt heraus und setzt damit einen immens gesellschaftskritischen Akzent.

## 7. SCHLUSS

Der philosophisch-erkenntniskritische Horizont der

IT führt zur Begründung einer neuen Strukturebene beim Reflektieren, zu einer Metaerzählung von Psychotherapie sozusagen mit Tiefpflugwirkung. Mit dem Blick auf Leibphilosophie (*Marcel*), Intersubjektivitätsparadigma (*Merleau-Ponty*), Alterität (*Levinas*), Diskursanalyse (*Foucault*), Dekonstruktion, *Differánce*, *Convivialität* (*Derrida*) – was könnte von konventionell begriffener und praktizierter Psychotherapie übrig bleiben? Was lassen Diskursanalyse und Dekonstruktion übrig vom erkenntniskritisch meist naiven Denken der Psychotherapeuten über das, was sie tun? Was richten die Paradigmata der Intersubjektivität, Alterität, Diskursanalyse, *Differánce* und *Convivialität* unter den Denkweisen und Praktiken der Psychotherapie an? Ohnehin gäbe es nicht viel zu verteidigen: Was wäre eine Psyche, was deren Therapie? Die konventionelle Konzeptualisierung und Praxis von Psychotherapie, insbesondere das Individuumzentrierte Paradigma, das die Entwicklungspsychologie dominiert und nahtlos in die Psychotherapie übergegangen ist, wäre kritisch zu hinterfragen. Zudem wären die Kategorien

und Kriterien diskursanalytisch ins Visier zu nehmen, nach denen Psychotherapie professionell institutionalisiert und psychische Erkrankungen konventionell definiert und verstanden werden. Nicht zuletzt wäre auf kryptoreligiöse Traditionen und mythologische Denkweisen zu reflektieren, die den Institutionalisierungen und Prozeduren sowie latenten Heilserwartungen der Psychotherapie inhärent sind. Das historische Phänomen Psychotherapie wäre als Humantherapie, als Therapie von Menschen in Kontext und Kontinuum zu begreifen. Sie hätte im Sinne einer ganzheitlichen und differentiellen Betrachtung insbesondere zeittheoretische Konzepte zu integrieren. Die gängige Vorstellung von Psychotherapie wäre entlang der Grundqualitäten des Menschlichen radikal umzuschreiben. Hominität in der Therapie zu beachten, hieße z.B. die Therapie aus der Okkupation psychologischer Konstrukte und psychiatrischer Krankheitsbilder zu entlassen. Es wäre nichtpsychologisierend und nichtpathologisierend zu diagnostizieren: phänomenologisch, prozessual, ko-respondierend. Denn es gälte alle Facetten des Menschen zu

berücksichtigen – engagiert für die Integrität des Anderen. Sein Erleben und Verhalten wäre im Zusammenhang eines als Dispositiv begriffenen, komplexen Wirkgefüges zu verstehen. Es gälte, anstelle lediglich zu individualisieren und psychologisieren, verstärkt Kontexte zu beachten, die Lebenslage des Menschen in den Blick zu nehmen, die sein Erleben und Verhalten prägt. Der Therapeut wäre seinen Patienten Partner in Begegnungs- und Auseinandersetzungsprozessen, für die Entwicklung von Willenskräften, von persönlicher Souveränität, der Selbstverwirklichung in Gemeinschaftsprozessen. Auch wenn es derzeit in Deutschland nicht danach aussieht: Die Zukunft wird in nicht-linearen, multipel vernetzten Polylogen liegen, nicht in dominanten, hermetisierenden Schulbildungen. Nur Polyloge generieren Vielfalt von Sinn, schaffen Metadiskurse, Metasprachen, Metapraxen, welche wiederum polylogisch organisiert sind und damit die Prozesse der Transversalität, d.h. der Wissensstände und Handlungsfelder durchquerenden, interpretierenden und permanent

überschreitenden  
Modernisierung vorantreiben.  
Es ist noch viel zu tun. Der  
Ansatz ist noch lange nicht  
ausgeschöpft.

## Literatur

- Bauriedl, T. (1998): Ohne Abstinenz stirbt die Psychoanalyse. Über die Unvereinbarkeit von Psychoanalyse und Körpertherapie. Forum der Psychoanalyse, 14, 4, 342 - 363.
- Cremerius, J. (1981): Freud bei der Arbeit über die Schulter geschaut. Seine Technik im Spiegel von Schülern und Patienten. In: ders. (1984): aaO., 326 ff.
- Derrida, J. (1997). Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression. Berlin (Brinkmann & Bose).
- Derrida, J. (2000): Politik der Freundschaft. Frankfurt (Suhrkamp)
- Foucault, M. (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt (Suhrkamp).
- Foucault, M. (1983) : Zur Genealogie der Ethik. In: ders. (2004) : Schriften. Dits et Écrits Bd. 4, Frankfurt (Suhrkamp) noch nicht erschienen.
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. GW II / III.
- Freud, S. (1915): Zeitgemäßes über Krieg und Tod. GW X, 324 – 355.
- Freud, S. (1930) : Das Unbehagen in der Kultur. GW XIV, 419 – 506.
- Gabel, J. (1962): La fausse conscience – Essai sur la réification. Paris ( Les Edition de Minuit).
- Kapust, A. (1999): Berührung ohne Berührung). Ethik und Ontologie bei Merleau-Ponty und Levinas. München (Wilhelm Fink).
- Levinas, E. (1983): Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie. Freiburg / München (Karl Alber).
- Merleau-Ponty, M. (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin (de Gruyter).
- Merleau-Ponty, M. (1967): Das Auge und der Geist. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Merleau-Ponty, M. (1994): Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949 - 1952. München (Fink).
- Moser, T. (1999): Der Körper und die Psychoanalyse. Erwiderung auf T. Bauriedl: Ohne Abstinenz stirbt die Psychoanalyse. Forum der Psychoanalyse, 15, 2, 167 - 174.
- Petzold, H.G. (Hrsg.)(1982): Methodenintegration in der Psychotherapie. Paderborn (Junfermann).
- Petzold, H.G. (1988): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. 2 Bde. Paderborn (Junfermann).
- Petzold, H.G. (1993): Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie. 3 Bde. Paderborn (Junfermann)
- Petzold, H.G. (Hrsg.) (2001): Wille und Wollen. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Petzold, H.G. / Orth, I. (1999) Die Mythen der Psychotherapie. Paderborn (Junfermann).
- Petzold, H.G. / Sieper, J. (Hrsg.) (2004): Der Wille in der Psychotherapie. 2 Bde. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht)
- Ricoeur, P. (1969): Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. Frankfurt (Suhrkamp).
- Ricoeur, P. (1991): Zeit und Erzählung. Bd. III: Die erzählte Zeit. München (Fink).
- Ricoeur, P. (1998): Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen. Göttingen (Wallstein).
- Sartre, P. (1962): Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Hamburg (Rowohlt).
- Schmid, W. (1998): Philosophie der Lebenskunst – Eine Grundlegung. Frankfurt (Suhrkamp).
- Schmid, W. (2000): Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Frankfurt (Suhrkamp).
- Schmid, W. (2004): Mit sich selbst befreundet sein. Von der Lebenskunst im

## PROF. DR. HANS WALDEMAR SCHUCH

Umgang mit sich selbst. Frankfurt  
(Suhrkamp).

Schuch, H.W. (2001): Integrative Therapie –  
Eine kurze Übersicht. In: Leitner, A.  
(Hrsg.)(2001): Strukturen der  
Psychotherapie. Wien (Krammer),  
129 - 194.

Waldenfels, B. (1987): Phänomenologie in  
Frankreich. Frankfurt (Suhrkamp).

### KONTAKT

[mail@hwschuch.de](mailto:mail@hwschuch.de)